

Läßt sich Individualität aus „realen“ Eigenschaften herleiten?

Anmerkungen zu Liskes Begründung der Individuation¹

VON CHRISTOF RAPP

I.

Michael-Thomas Liske möchte mit seiner Erklärung der Individualität ein Dilemma beheben: einerseits stelle das *principium identitatis indiscernibilium* den geeigneten Zugang zum Konzept der Individualität dar², andererseits könne dieses Prinzip, wenn es auf universale Eigenschaften angewandt wird, „die Identität des einzigen Individuums“³ nicht garantieren; denn „jede einzelne dieser Eigenschaften oder begrifflichen Bestimmungen ist allgemein, kann also auf beliebig viele Instanzen zutreffen.“⁴

Aus der so beschriebenen Problemstellung erhellt bereits, warum Liske bei seinem eigenen Ansatz einerseits die Gesamtheit der qualitativen Beschreibungen eines Individuums sowie eine dem *principium identitatis indiscernibilium* entsprechende Vorgehensweise zum Ausgangspunkt nimmt, jedoch andererseits die Individualität nicht durch die Kombination von Universalien erklären zu können hofft⁵. Sein positiver Erklärungsvorschlag besteht darin, daß nicht die universal beschreibbaren Eigenschaften die Identität eines Individuums garantieren, sondern die realen Eigenschaften eines Individuums, die, insofern sie zusammen in einem Kontext stehen, sich gegenseitig modifizieren⁶. Wenn eine Eigenschaft in einem Kontext K_1 vorkommt, beinhaltet sie nicht dasselbe, wie wenn sie in einem davon verschiedenen Kontext K_2 vorkommt, sondern meine nur Entsprechendes⁷. Die in den Kontext K_1 eingebundene Eigenschaft E_1 verliere somit den Status eines Universale⁸. Der Inhalt einer solchen real vorkommenden, nicht-universalen Eigenschaft bestimme sich aus dem Kontext aller sonstigen Bestimmungen desselben Individuums. Die durch die unterschiedlichen Kontexte individuierten Eigenschaften vermögen, so Liske, „ein Individuum zu konstituieren, indem sie seine Einmaligkeit begründen, die eine Vervielfältigung prinzipiell ausschließt“⁹.

¹ M.-Th. Liske, Individuation, in: ThPh 74 (1999) 371–390.

² Vgl. ebd. 372: „Sowie wir aber anerkennen, daß es ein Individuationsprinzip gibt, daß der Individualität also Faktoren zugrundeliegen, die sie ausmachen und begründen, müssen wir wohl auch das *principium identitatis indiscernibilium*, wengleich bloß in einer sehr allgemeinen und schwachen Form, anerkennen.“

³ Ebd. 378.

⁴ Ebd.

⁵ Vgl. ebd. 379: „Der eigentliche Grund, weshalb all diese Konzeptionen letztlich scheitern müssen, die das Individuum ... als die Gesamtheit seiner qualitativen Bestimmungen auffassen, liegt wohl darin, daß sie diese Eigenschaften oder Bestimmungen, die jeweils für sich genommen allgemein sind, in der Weise einer Begriffsaddition oder Begriffskombination rein additiv zusammenstellen.“

⁶ Vgl. etwa ebd. 380f.: „Alle im Rahmen eines solchen substantiellen Gegenstandes miteinander verwobenen Eigenschaften bestimmen und differenzieren sich gegenseitig, so daß eine Bestimmung durch ein je verschiedenes Beziehungsgeflecht mit jeweils anderen Bestimmungen zu etwas je Eigenem, Individuellem wird.“

⁷ Vgl. ebd. 380: „Wenn eine Eigenschaft im Kontext des einen Individuums und wenn sie im Kontext eines anderen Individuums auftritt, bedeutet sie nicht univok genau dasselbe, sondern meint nur etwas Entsprechendes, Analoges.“

⁸ Vgl. ebd.: „Wenn die verschiedenen Eigenschaften eines Individuums in dieser Weise zusammenhängen ..., dann verlieren sie als Bestimmungen des jeweiligen Individuums den Status eines Universale, der ihnen an sich zukommt.“

⁹ Ebd. 381.

Die Konzeption eines Eigenschaftsbündels wird durch die Einführung des Kontextbegriffs dahingehend modifiziert, daß die Eigenschaften eines Individuums zusammen eine Struktur ergeben, bei welcher die einzelnen Elemente verschiedenes Gewicht haben könnten. Damit begegnet Liske der Gefahr, durch den Appell an Eigenschaftsbündel den Unterschied von wesentlichen und akzidentellen Eigenschaften zu verwischen, insofern er hervorhebt, daß es sortale Begriffe sind, die in einem solchen Eigenschaftskontext bestimmte Eigenschaften als wesentlich hervorheben und andere Eigenschaften als nur peripher einstufen¹⁰.

Insgesamt stellt Liskes ontologischer Ansatz eine *via media* dar zwischen dem Versuch, die Individuation allein auf qualitative Beschreibungen zu gründen, und einem Individualbezug, der ganz auf das Verstehen allgemeiner Bedeutungen verzichten zu können glaubt. Für die Aufgabe einer Erklärung der Individuation oder Individualität scheinen folgende Nachfragen angebracht.

II.

Gelingt es Liske wirklich, die Individualität ohne Bezugnahme auf vorgängig Individuiertes und ohne Zirkel zu erklären? Seine Erklärung der Individualität läuft auf eine modifizierte Form von Leibniz' Gesetz hinaus. Wenn wir dieses für unseren Zweck formulieren als:

„a = b, genau dann wenn jede Eigenschaft von a eine Eigenschaft von b ist und umgekehrt“,

dann müßte Liskes Intention – wenn wir Liskes nicht-universale Eigenschaften, die durch einen bestimmten Kontext individuiert sind, mit Indices repräsentieren – durch folgende Formulierung getroffen sein:

„a = b, genau dann wenn jede durch einen Kontext $K_{1..n}$ individuierte Eigenschaft $E_{1..n}$ von a eine ebensolche Eigenschaft von b ist und umgekehrt.“

Als Definition der Identität ist eine solche Bestimmung formal korrekt, weil im Definiens kein Identitätszeichen vorkommt. Zur Bestimmung der Individualität jedoch sind solche Formeln problematisch, weil das Definiens bereits Individuen benutzt, und zwar Individuen desselben Typs von Entitäten, dessen Individuen gerade erst definiert werden sollen. Vielleicht aber ergibt sich dieses Problem nur bei meiner Wiedergabe des Liskeschen Prinzips, so daß ich darauf nicht weiter insistieren will. Der Zirkularitätsverdacht läßt sich aber auch noch auf andere Weise begründen:

In der obigen Wiedergabe von Liskes Prinzip ist in Anlehnung an eine Formulierung, die Liske selbst gebraucht, von „individuierten Eigenschaften“ die Rede; das bedeutet in der Liskeschen Theorie zunächst nicht mehr, als daß eine in einen Kontext eingebundene Eigenschaft inhaltlich unterschieden ist von analogen Eigenschaften in anderen Kontexten, die demselben Universale entsprechen. Um dieses Merkmal der involvierten Eigenschaften auszudrücken, wird im Definiens auf distinkte Kontexte Bezug genommen. Insofern es nun die Unterschiedenheit der involvierten Eigenschaften von allen anderen analogen Eigenschaften unter demselben Universale ist, welche die Individualität eines Gegenstandes garantieren soll, und es andererseits die Distinktheit des Kontextes ist, welche die Unterschiedenheit der Eigenschaften garantiert, sehe ich hierin einen Sinn von Individualität bereits vorausgesetzt. Wir können daher die Rolle des individuierten Kontexts in Liskes Theorie dadurch deutlich machen, daß wir formulieren:

„a = b, genau dann wenn jede durch den Kontext K individuierte Eigenschaft von a eine durch den Kontext Q individuierte Eigenschaft von b ist und umgekehrt *und* wenn $K = Q$ “,

so daß im Definiens der zu definierende Ausdruckstyp „x = y“ vorkommt. Es wäre in diesem Fall wohl legitim, sich darauf zu berufen, daß Kontexte nicht der Typ von Entität sind, dessen Individuen hier definiert werden sollen. Es scheint aber, daß sich Liske

¹⁰ Vgl. ebd. 385 ff.

selbst strengere Ansprüche stellt, nach denen auf keine Art von vorgängiger Individuation rekuriert werden soll¹¹.

Auf die genaue Wiedergabe des Liskeschen Prinzips kommt es hier gar nicht an; das grundsätzliche Problem bleibt bei allen Formulierungen dasselbe: Der Hinweis auf die Eigenart der Eigenschaftskontexte kann nur dazu dienen, eine prima-facie-Plausibilität für die Einmaligkeit der in einen solchen Kontext eingebundenen Eigenschaften zu geben. Ist dieser Grundsatz aber erst einmal akzeptiert, so ist es die angenommene Individualität beliebiger Eigenschaftskontexte, von der man unmittelbar auf die Individualität der betroffenen Gegenstände schließt.

III.

Wenn wir Liskes Hinweis, daß jede Eigenschaft durch *alle* anderen, im selben Kontext vorkommenden Eigenschaften modifiziert wird, ernst nehmen, dann ergibt sich eine erstaunliche Konsequenz: Da sich nach Liske die Individualität nicht durch die Anhäufung von Eigenschaften, sondern durch die gegenseitige Modifikation der Eigenschaften in einem Kontext ergibt, und da die einzelne Eigenschaft in einem Kontext durch den Einfluß aller Eigenschaften des betreffenden Kontextes modifiziert wird und somit das gesamte Modifikationspotential dieses Kontextes auf sich vereint, folgt die Individualität – wenn sie durch das Modifikationsprinzip sichergestellt werden soll – genauso aus jeder einzelnen Eigenschaft wie aus dem Kontext aller Eigenschaften. Wir können daher formulieren:

„a = b, genau dann wenn es mindestens eine durch einen Kontext K_{1-n} individuierte Eigenschaft E_{1-n} von a gibt, die eine ebensolche Eigenschaft von b ist und umgekehrt“.

Dieser Grundsatz läßt sich aus dem Vorhergehenden herleiten, auch wenn dies nicht die Intention von Liske ist, welcher sich darum bemüht, die Individualität durch ihre Konstituenten zu erklären – und dazu gehört eben der gesamte Kontext mit seiner Kern-/Randstruktur, während sich hier die Individualität gewissermaßen nur beiläufig ergibt.

Daß diese Art von Auffassung leicht ins Unplausible gewendet werden kann, scheint klar, vor allem wenn man sich irgendwelche akzidentellen Merkmale herausnimmt: Meine Eigenschaft, Sommersprossen auf der Nase zu haben, müßte von der analogen Eigenschaft bei allen anderen Sommersprossenträgern signifikant unterschieden sein. Weiter müßte diese Unterschiedenheit durch alle meine anderen Eigenschaften zustande kommen. Sie müßte also beispielsweise den Umstand widerspiegeln, daß ich 1971 das Freischwimmerabzeichen und 1984 den Führerschein erworben habe, und sie müßte auf dieser Grundlage imstande sein, meine Verschiedenheit von jedem anderen Ding zu garantieren.

IV.

Eigenschaften, die eine derartige Komplexität in sich bergen, bringen nicht nur erhebliche metaphysische Lasten mit sich, sie bewegen sich auch am Rande dessen, was wir aus unserem gewöhnlichen ontologischen Repertoire kennen. Um sie näher kennenzulernen, ist es legitim zu fragen, ob die Modifikationen, die sich in einer derartigen Eigenschaft niederschlagen, begrifflich beschreibbar sind oder nicht. Die Beschreibbarkeit oder Erfäßbarkeit solcher Unterschiede möchte ich dabei im weitesten Sinn verstanden wissen; so könnte z.B. ein bestimmter Farbton auch durch die Zuordnung zu einer Stelle in einem Farbenspektrum beschrieben werden. Sind nun die Unterschiede und Modifikationen, durch die sich eine solche Eigenschaft auszeichnet, beschreibbar, dann

¹¹ Vgl. zum Beispiel ebd. 377: „Weil bei dieser erst zu konstituierenden Individualität nicht bereits Individuelles vorausgesetzt werden darf, können Raum und Zeit hier keine Funktion erfüllen, da sie wohl nichts anderes vermögen, als einen eindeutigen Bezug zu bereits Individuiertem herzustellen.“

könnte eine, wenn auch komplexe, Beschreibung gefunden werden, die alle Nuancen und Modifikationen dieser Eigenschaft berücksichtigt. In diesem Fall wäre nicht einzu-
sehen, warum diese Beschreibung nicht von mehreren Gegenständen erfüllt werden
kann. Sind die Unterschiede nicht beschreibbar, dann ergeben sich Probleme anderer
Art: Die Liskesche Individuationstheorie stützt sich allein auf die strikt individuieren-
den Unterschiede der in einen Kontext eingebundenen Eigenschaften. Wenn diese Un-
terschiede auf keine Weise erfaßt oder beschrieben, sondern nur aus der Liskeschen
Theorie der Kontexte erschlossen werden können, dann ist das nicht gerade geeignet, die
Gesamtkonzeption zu stärken. Die Unterschiedenheit der in einen Kontext eingebun-
denen Eigenschaft gründet dann nämlich allein in einer Voraussetzung der Theorie.
Diese Voraussetzung lautet:

„Jede in einen Kontext eingebundene Eigenschaft ist von jeder anderen in einen Kon-
text eingebundenen Eigenschaft – auch solchen, die demselben Universale entspre-
chen – inhaltlich unterschieden.“

Wenn nun eine Eigenschaft genau dann in einen Kontext eingebunden ist, wenn sie als
individuelle Instanz einer allgemeinen Eigenschaft an einem bestimmten Gegenstand
vorkommt, dann entspricht dies wiederum der Voraussetzung:

„Jede individuelle Instanz einer Eigenschaft ist von jeder anderen individuellen In-
stanz einer Eigenschaft inhaltlich unterschieden.“

Sobald man aber eine solche Voraussetzung einräumt, legt sich eine Theorie anderen
Typs nahe: dann nämlich erscheint es nur konsequent, die Individualität der instanziierten
Eigenschaften oder die Individualität der Gegenstände, deren Eigenschaften sie sind,
als elementar anzusetzen. Das wiederum kann ein Vertreter der Liskeschen Individua-
tionstheorie nicht unterschreiben. In dieselbe Richtung weist auch mein letzter Punkt:

V.

Ein Eigenschaftskontext ist aus sich gegenseitig modifizierenden Eigenschaften und
aus verschiedenartigen Relationen zusammengesetzt. Die Verschiedenartigkeit der Re-
lationen ist ausreichend, um dem Eigenschaftskontext eine differenzierte Struktur mit
einem Kern, einer Peripherie usw. zuzuschreiben. Wenn das so ist, warum sollte es
dann eigentlich ausgeschlossen sein, erstens daß zwei Kontexte eine ihrer Eigen-
schaften auf genau dieselbe Weise modifizieren und zweitens daß ein solcher Kontext durch
mehr als nur einen Gegenstand exemplifiziert wird. Trotz der hohen Komplexität eines
solchen Eigenschaftskontextes ist diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Auch die
Annahme von Eigenschaften, die auf besondere Weise modifiziert sind, reicht dazu
nicht aus. Dies tut erst die Annahme von individuellen Eigenschaftsinstanzen. Der
Schritt vom Universale zu einer solchen Instanz wird jedoch durch keine Art der qua-
litativ-begrifflichen Modifikation erreicht, sondern nur dadurch, daß ich etwas Neues
in die Theorie einführe, was sich entweder der Individualität der Eigenschaftsinstanzen
oder der Individualität des Gegenstandes, dessen Eigenschaften sie sind, schon bedient.
Indem ich mich aber der Einmaligkeit von Entitäten, wie der Breitasigkeit des Sokra-
tes oder der Kahlköpfigkeit des Aristoteles, bediene, muß ich den Versuch aufgeben,
Individualität ohne Rückgriff auf Individuiertes und auf rein begriffliche Weise zu er-
reichen. Sobald ich mich nämlich auf individuelle Vorkommnisse oder Instanzen von
Eigenschaften stütze, um damit die Träger dieser Eigenschaften zu individuieren, wer-
den die qualitativen Unterschiede, die zwischen verschiedenen Instanzen desselben
Eigenschaftstyps bestehen mögen, epiphänomenal. Nehme ich hingegen die Unter-
schiede als grundlegend, und versuche mich von ihnen aus zu den individuellen
Eigenschaften und ihren individuellen Trägern vorzuarbeiten, bleiben immer Szenarien
denkbar, in denen mehr als ein einziger Gegenstand die entsprechenden Eigenschaften
aufweist.

Liske versucht diese beiden Argumentationsrichtungen – den Weg von den Unter-
schieden zu den Individuen und den Weg vom vorgängigen Instanziiertsein einer Eigen-
schaft zu den Unterschieden – miteinander zu vereinbaren. Aber die Infiltration der ei-
nen untergräbt die starken Ansprüche, die er mit der anderen verbindet.